

Predigt studien

Perikopenreihe I
Zweiter Halbband 2018/2019

KREUZ

Predigtstudien

Predigtstudien

Herausgegeben

von Wilhelm Gräb (Geschäftsführung),

Johann Hinrich Claussen, Wilfried Engemann,

Klaus Eulenberger (†), Doris Hiller, Kathrin Oxen,

Christopher Spehr, Christian Stäblein und Birgit Weyel

Im Jahr erscheinen zwei Halbbände.

Predigtstudien

für das Kirchenjahr 2018/2019

Perikopenreihe I – Zweiter Halbband

Herausgegeben

von Wilhelm Gräb (Geschäftsführung),
Johann Hinrich Claussen, Wilfried Engemann,
Klaus Eulenberger, (†) Doris Hiller, Kathrin Oxen,
Christopher Spehr, Christian Stäblein und Birgit Weyel

Redaktion: Martin Kumlehn

KREUZ

Darstellungsschema

A-Teil: Texthermeneutik

I Eröffnung

Was veranlasst zu einer Predigt mit diesem Text?

II Erschließung des Textes

Welche Überzeugung vertritt der Verfasser des Textes? Welche existenziellen Erfahrungen ruft der Text auf? Wie *versteh* ich heute den Text?

III Impulse

Was folgt aus meiner Textinterpretation für das Thema und die Intention der Predigt? Vorschläge für Predigt und Gottesdienst!
Werkstück Predigt

B-Teil: Situationshermeneutik

IV Entgegnung

Wo ich A *nicht* folgen kann! Was leuchtet mir ein? Was sehe ich kritisch?

V Erschließung der Hörsituation

Welche existenziellen Erfahrungen und exemplarischen Situationen habe ich bei meiner Predigt mit diesem Text im Blick?

VI Predigtschritte

Was folgt aus meiner Interpretation der Situation für das Thema und die Intention der Predigt? Vorschläge für Predigt und Gottesdienst!
Werkstück Predigt



© Kreuz Verlag GmbH, Freiburg im Breisgau 2019
Alle Rechte vorbehalten
www.kreuz-verlag.de

Umschlagkonzeption und -gestaltung: Wunderlich&Weigand
Satz: Rund ums Buch – Rudi Kern, Kirchheim / Teck

E-Book-Erstellung: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN (Print) 978-3-946905-67-7
ISBN (E-Book) 978-3-946905-72-1

Inhalt

	Ein Lehrer der Kirche	9
	Nachruf auf Klaus Eulenberger (17.3.1946–12.10.2018)	
	Homiletischer Essay	11
	Johann Hinrich Claussen	
	Ach, die »politische Predigt«!	
28.04.2019	Quasimodogeniti (1. Sonntag nach Ostern)	15
	1 Petrus 1,3–9	
	Der Seelen Seligkeit	
	Ruth Conrad / Martin Weeber	
05.05.2019	Misericordias Domini (2. Sonntag nach Ostern)	22
	Johannes 10,11–16(27–30)	
	Der Gute Hirte	
	Helge Martens / Christian Butt	
12.05.2019	Jubilate (3. Sonntag nach Ostern)	28
	Sprüche 8,22–36	
	Ein Lustspiel als Grammatik des Lebens	
	Harald Schroeter-Wittke / Inge Kirsner	
19.05.2019	Kantate (4. Sonntag nach Ostern)	35
	Apostelgeschichte 16,23–34	
	Doppelte Rettung	
	Frank Peters / Kord Schoeler	
26.05.2019	Rogate (5. Sonntag nach Ostern)	42
	Johannes 16,23b–28(29–32)33	
	Schönes, schweres Beten	
	Ingo-Christoph Bauer / Reinhard Mawick	
30.05.2019	Christi Himmelfahrt	49
	1 Könige 8,22–24.26–28	
	Auf Erden wie im Himmel	
	Christoph Levin / Kristian Fechtner	
02.06.2019	Exaudi (6. Sonntag nach Ostern)	56
	Epheser 3,14–21	
	Gottes ganze Fülle	
	Kathrin Oxen / Anne Waßmann-Böhm	
09.06.2019	Pfingstsonntag	63
	Johannes 14,15–19(20–23a)23b–27	
	Geistkraft	
	Manuel Stetter / Constanze Thierfelder	
10.06.2019	Pfingstmontag	70
	Matthäus 16,13–19	
	»Du bist Petrus«	
	Christa Usarski / Renate Gerhard	

16.06.2019	Trinitatis	77
	2 Korinther 13,11–13 Versöhnung – wie Gott selbst, das wahre Licht Kerstin Menzel / Jörg Schneider	
23.06.2019	1. Sonntag nach Trinitatis	84
	Johannes 5,39–47 Der Ton wird rauer Holger Treutmann / Antje Eddelbüttel	
30.06.2019	2. Sonntag nach Trinitatis	92
	Jesaja 55,1–5 Bedingungslos Uwe Weise / Nicole Beckmann	
07.07.2019	3. Sonntag nach Trinitatis	99
	1 Timotheus 1,12–17 Fake schützt vor Barmherzigkeit nicht Christoph Vogel / Thomas Klie	
14.07.2019	4. Sonntag nach Trinitatis	106
	Lukas 6,36–42 Verblüffende Gerechtigkeit Uwe Hauser / Wolfgang Vögele	
21.07.2019	5. Sonntag nach Trinitatis	114
	Matthäus 9,35–10,1(2–4)5–10 Das warme Herz Albrecht Grözinger / Elisabeth Grözinger	
28.07.2019	6. Sonntag nach Trinitatis	121
	1 Petrus 2,2–10 Eckstein, Eckstein, gar nichts soll versteckt sein! Lars Charbonnier / Peter Burkowski	
04.08.2019	7. Sonntag nach Trinitatis	130
	Johannes 6,30–35 Brot – wirklich und virtuell Redlef Neubert-Stegemann / Matthias Kempendorf	
11.08.2019	8. Sonntag nach Trinitatis	137
	Jesaja 2,1–5 Allerweltswort oder Keinerweltswort? Kristin Weingart / Teresa Schweighofer	
18.08.2019	9. Sonntag nach Trinitatis	145
	Philipper 3,(4b–6)7–14 In wachsenden Ringen Doris Gräß / Ursula Kranefuß	

25.08.2019	10. Sonntag nach Trinitatis Kirche und Israel Markus 12,28–34 Respekt, Verbundenheit und Mitgefühl als Weg des Dialogs Oliver Stabenow / Christian Braune	152
25.08.2019	10. Sonntag nach Trinitatis Gedenktag der Zerstörung Jerusalems Lukas 19,41–48 Erinnern und getröstet hoffen Martin Vetter / Susanne Wolf	159
01.09.2019	11. Sonntag nach Trinitatis Hiob 23,1–17 Wo ist Gott im Leiden? Wilhelm Gräß / Angelika Behnke	166
08.09.2019	12. Sonntag nach Trinitatis Apostelgeschichte 3,1–10 Des Glaubens liebstes Kind Susanne Platzhoff / Nina Heinsohn	174
15.09.2019	13. Sonntag nach Trinitatis Markus 3,31–35 Familienbande Katharina Krause / Verena Mätzke	181
22.09.2019	14. Sonntag nach Trinitatis 1 Mose 28,10–19a(19b–22) Jakobs Traum, Esaus Tränen und Gottes Treue Rüdiger Sachau / Klaus-Dieter Kaiser	188
29.09.2019	Michaelis Lukas 10,17–20 Missionarische Freudentänze Doris Hiller / Wiebke Bähnk	195
29.09.2019	15. Sonntag nach Trinitatis 1 Petrus 5,5b–11 Demut – keine Demütigung! Stefan Egenberger / Lucie Panzer	203
06.10.2019	Erntedankfest Jesaja 58,7–12 Gesegnetes Teilen Christopher Spehr / Christian Stäblein	211
06.10.2019	16. Sonntag nach Trinitatis Johannes 11,1(2)3.17–27(28–38a)38b–45 Mit Lazarus vom Sterben, Leben und Glauben erzählen Ricarda Schnelle / Christine Siegl	218

13.10.2019	17. Sonntag nach Trinitatis	225
	Josua 2,1–21	
	Das rote Seil	
	Hans Martin Dober / Jan Hermelink	
20.10.2019	18. Sonntag nach Trinitatis	233
	Jakobus 2,14–26	
	»Ja, Glaube, Glaube, was ist denn das?«	
	Rolf Stieber / Gerhard Zinn	
27.10.2019	19. Sonntag nach Trinitatis	240
	Johannes 5,1–16	
	»Herr, ich habe keinen Menschen!«	
	Paul-Gerhard Klumbies / Jan Roßmanek	
31.10.2019	Reformationsfest	248
	5 Mose 6,4–9	
	Wo Liebe und Freiheit sich küssen	
	Friedhelm Hartenstein / Horst Gorski	
03.11.2019	20. Sonntag nach Trinitatis	255
	1 Mose 8,18–22 u. 9,12–17	
	Unterm Regenbogen	
	Erika Schweizer / Luise Stribrny de Estrada	
10.11.2019	Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres	262
	Lukas 6,27–38	
	Liebt eure Feinde	
	Traugott Roser / Carsten Claußen	
17.11.2019	Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres	269
	Hiob 14,1–6(7–12)13(14)15–17	
	Gottsuche	
	Heinz-Dieter Neef / Birgit Weyel	
20.11.2019	Buß- und Bettag	276
	Römer 2,1–11	
	Dresscode »Sack und Asche«?	
	Barbara Hanusa / Torsten Wilhelm Wiegmann	
24.11.2019	Letzter Sonntag des Kirchenjahres Ewigkeitssonntag	282
	Matthäus 25,1–13	
	Mit dem Tod leben	
	Katharina Fenner / Stefanie Arnheim	
24.11.2019	Letzter Sonntag des Kirchenjahres Totensonntag	290
	Johannes 5,24–29	
	So sind und bleiben wir im Leben	
	Michael Böhme / Ralf Meister	
	Vergleichstabelle zur neuen Predigtperikopenreihe	298
	Perikopenverzeichnis	299
	Anschriften	300

Ein Lehrer der Kirche

Nachruf auf Klaus Eulenberger (17. März 1946– 12. Oktober 2018)

Er hätte sicherlich lächelnd abgewunken, wenn man ihn als ›Lehrer der Kirche‹ angesprochen hätte. Das hätte ihm zu klerikal und autoritär geklungen. Aber genau dies ist er – neben vielem anderen – doch auch gewesen: ein Lehrer seiner evangelischen Kirche. Viele Vikarinnen und Vikare haben von ihm als ihrem Anleiter Wesentliches für die pastorale Zukunft empfangen. Als langjähriger Autor der ›Predigtstudien‹ hat er vielen Leserinnen und Lesern Anregungen gegeben, mit denen sie ihre schöne, schwere Sonntagsarbeit angehen konnten. Als Prediger selbst ist es ihm gelungen, das Ideal eines aufgeklärten evangelischen Kanzelredners mit Leben zu erfüllen, das einst Johann Joachim Spalding aufgestellt hatte: Der Prediger solle seiner Gemeinde als ›Lehrer der Glückseligkeit‹ dienen und ihr deshalb als ›ein ehrlicher, weiser, heiterer, menschenfreundlicher Mann‹ begegnen.

Weit über den Kirchoraum hinaus hat er schließlich als Radio-Theologe gewirkt. Ungewöhnlich gedankenklar und -reich waren seine Andachten, ohne alle Anbiederung und ohne jedes falsche Pathos, die diese kleine Form so oft verderben. Aber erstaunlicher noch waren seine großen Radio-Essays. Für religiös musikalische und anspruchsvolle Hörerinnen und Hörer in Norddeutschland sind die ›Glaubenssachen‹ am Sonntag um 8.40 Uhr ein Pflichttermin. In sage und schreibe zwanzig Minuten wird dann ein theologisches Zeit-Thema vorgestellt und durchdacht – eine in Deutschland einmalige Einrichtung. Klaus Eulenberger war der wohl beste Autor und der treueste noch dazu. Über 40 Jahre lang hat er kluge, schöne, nachdenkliche, hintersinnig-humorvolle, im besten Sinne die Hörergemeinde belehrende und erbauende ›Glaubenssachen‹ verfasst. Nein, er hat sie nicht nur geschrieben, sondern mit seiner warmen und an Resonanzen reichen Stimme auch gesprochen – ein zusätzlicher Genuss.

Auch wir bei den ›Predigtstudien‹ haben viel von ihm gelernt. Er hat uns eingeschärft, die Predigtaufgabe nie zu leicht, aber auch nicht zu schwer zu nehmen. Und dass es zur ihrer Bewältigung einer intensiven theologischen Reflexion bedarf, aber ebenso einer wachen Zeitgenossenschaft. Dass dem biblischen Text etwas zuzutrauen ist, er aber nicht als ›papiererner Papst‹ verstanden werden darf. Dass man mit seiner Zeit und seiner Gemeinde in einem Gesprächszusammenhang verbunden sein muss, aber bitte auch seinen ganz eigenen Einfällen und Anliegen folgen soll. Dass existenzieller Ernst und heitere Leichtigkeit sich nicht ausschließen müssen. Dass es nie nur auf den rechten Inhalt ankommt, sondern min-

destens ebenso auf die Sprache. Und dass man hier von den Literaturen der Welt, der Tradition und der Gegenwart Wunderbares lernen kann. So war er uns wie vielen anderen in der evangelischen Kirche und darüber hinaus ein Lehrer, der auf seine Weise dazu beigetragen hat, dass der Knoten der Geschichte nicht so auseinander geht: das Christentum mit der Barbarei und die Bildung mit dem Unglauben. Wir haben viel empfangen. Wir sind Klaus Eulenberger sehr dankbar.

Johann Hinrich Claussen

Homiletischer Essay

Johann Hinrich Claussen

Ach, die ›politische Predigt‹!

Die ›politische Predigt‹ ist ein Thema, bei dem sich viele sehr gern aufregen, heftig dafür oder dagegen sind. Dabei gibt es wenig, was so überschätzt wird – und zwar von Anhängern wie Gegnern gleichermaßen. Die Anlässe wechseln, der Effekt bleibt derselbe: Eine Predigerin oder ein Prediger verkündet eine Meinung zu einer aktuellen politischen Frage, die Leute schäumen oder jubeln – je nachdem, wie es in ihren Meinungshaushalt passt. In der vergangenen Saison hat der Tweet eines Journalisten über eine Predigt an Heiligabend, die er nicht zu Unrecht misslungen fand, den Anstoß zu allerlei Bewegungen im Internet gegeben. Eine Politikerin hängte sich dran und diktierte einer Boulevard-Zeitung Populistisches in die Feder, um in der nachrichtenarmen Zeit auch einmal vorzukommen. So war es wie jedes Jahr zu Weihnachten bei Loriots Hoppenstedt-Familie: ›Und dann gibt es ein großes Hallo!‹

Man wundert sich. Denn im Vergleich zu früher erscheinen die evangelische und katholische Kirche heute fast schon entpolitisiert. Die katholische Kirche hat ihre enge Verbindung mit dem politischen Konservatismus längst gelöst, und die evangelische ist überhaupt nicht mehr so protestbewegt wie etwa in den Siebzigerjahren. Die heftigen Pendelbewegungen des vergangenen Jahrhunderts – zunächst schroff antidemokratisch, dann forciert antiautoritär – sind einem vagen Zittern gewichen. Kaum jemand tritt mehr mit dem Völlegefühl auf eine Kanzel, die einzig mögliche Wahrheit zu verkünden, oder spricht den Anhängern anderer Meinungen mal eben ab, auch Christen zu sein. Wenn Predigende heute an etwas leiden, dann ist es weniger ein Übermaß an Selbstgewissheit als eine tiefe Verzagtheit. Darin sind sie ein Spiegel der deutschen Gesellschaft. Noch geht es uns sehr gut. Aber wie lange noch? Radikale Veränderungen kündigen sich an. Nur, was sollen wir tun? Wir haben viele Ängste. Doch was dürfen wir hoffen, können wir glauben? So genau weiß das niemand zu sagen. Da Unsicherheit schwer auszuhalten ist, wird sie gern aggressiv abreagiert – in Meinungskundgaben. Aber wenig ist so langweilig wie Meinungen, so vorhersehbar, so abhängig von Alter, Schicht, Bildungsstand und Milieu. Wenig ist so wirkungslos. Kleine Testfrage: Welche politische Entscheidung der vergangenen dreißig Jahre wurde aufgrund einer kirchlichen Meinungsäußerung getroffen?

Gleichwohl bleibt die Predigt eine bedeutsame Einrichtung. Dass häufig so schlecht über sie geredet wird, kann man als Zeichen dafür nehmen,

dass etwas von ihr erwartet wird, nämlich dass sie aus der christlichen Botschaft etwas gewinnt, das den Hörern dabei hilft, zur Besinnung zu kommen, ihr Leben zu deuten und auszurichten, das eigene Urteil im Wortsinne zu ›bilden‹. Das kann durchaus eine politische Bedeutung annehmen. Doch welche genau? Bei denen, die heftig dafür oder erbittert dagegen sind, dass Prediger sich politisch äußern, bleibt genau dies unklar. In Deutschland sind Staat und Religion getrennt. Die Kirchen sind keine Parteien und haben keine Macht. Zugleich aber sind sie Teil der Polis, gehören zur Gesellschaft. Hier, in diesem öffentlichen Raum zwischen dem Staat und dem Privaten, wird über die drängenden Grundfragen dieses Landes diskutiert. Es ist ein Charakteristikum deutscher Religionskultur, dass die Kirchen – wie alle Religionsgemeinschaften – dabei als zivilgesellschaftliche Akteure neben anderen mitwirken. Sie erhalten die Chance, gut hörbar ihre Anliegen zu vertreten, müssen sich aber geltenden zivilisatorischen Standards fügen. Obwohl dies von ganz links und neuerdings von ganz rechts bekämpft wird – da sind sich Teile der LINKEN und der AfD erstaunlich einig –, gibt es gute Gründe anzunehmen, dass diese liberale Religionskultur sinnvoller ist als ein doktrinärer Laizismus.

Für die Kirchen heißt dies, dass sie die Chance und die Aufgabe haben, für Humanität einzutreten – gerade zu Weihnachten. Denn an Heiligabend sind die Predigten öffentliche Reden. In der Kirche sind nicht nur die Hochverbundenen versammelt, sondern sehr viele und sehr unterschiedliche Menschen. Sie machen aus dem sakralen einen öffentlichen Raum. Als Prediger sieht man sich mit hohen, sehr widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert: Stimmungsvoll soll es sein, aber auch anspruchsvoll, nachdenklich und besinnlich, grundsätzlich und aktuell, zu Lachen soll es etwas geben, doch nicht zu viel. Es grenzt an ein Wunder, dass überhaupt einige Weihnachtspredigten gelingen. Als öffentliche Rede hat die Weihnachtspredigt nun die Aufgabe, christliche Humanität zu bezeugen. Denn dieses Fest hat keine seligen Ausnahmestände zum Kern, sondern die Menschwerdung Gottes. Deshalb stellt es die Frage, wie die Botschaft des himmlischen Friedens auf dieser Erde Heimat findet – oder nicht. Das hat natürlich auch eine grundsätzlich politische Dimension.

Für Predigerinnen und Prediger ist dies ein großartiger Moment, aber sie stehen auch vor zwei Versuchungen. Die erste besteht darin, sich im allgemein Besinnlichen zu verstecken. Aus Angst, die vielköpfige, so uneinheitliche Weihnachtsgemeinde zu verschrecken, spricht man dann über die Liebe im Allgemeinen, vermeidet jedoch eine Fokussierung. Die andere Versuchung besteht darin, dass man diese einmalige Chance ausnutzt, um all das loszuwerden, was man immer schon einmal sagen wollte. Dabei verliert man aber leicht aus den Augen, dass die öffentliche

auch eine geistliche Rede sein soll. Da gilt es, das Profane auf eine höhere Ebene zu führen, es zu verwandeln, eine andere Perspektive zu eröffnen, als sie im sonstigen öffentlichen Gerede möglich ist. Das verlangt nicht nur Nachdenklichkeit, sondern auch Takt. Es ist auch eine Frage des Stils: Wie viel blanke Profanität, wie viel Meinungserregung lässt man in die Predigt? Der Heilige Abend ist eine sensible und verletzliche Stunde. Da verbietet es sich, so ›hässliche‹ Wörter wie zum Beispiel ›Trump‹ in den Raum zu stellen. Auch sollte man in einem Gottesdienst nicht über Leute reden, die nicht da sind, sondern zu denen sprechen, mit denen man gerade ein Fest feiert. Deshalb ist es auch wenig sinnvoll, Forderungen nach diesem oder jenem zu stellen. Denn die amtlich Zuständigen dürften kaum anwesend sein.

Leicht ist es nicht, eine Balance aus öffentlicher und geistlicher Weihnachtsrede zu finden. Aber zum Glück gibt es zwei erprobte Regeln: 1. Wenn man als Prediger am Heiligen Abend etwas unbedingt loswerden möchte, was man immer schon vor einem großen Publikum sagen wollte – dann sollte man sich auf die Zunge beißen. 2. Wenn man aber schon beim Predigtschreiben das Gefühl hat, für einen bestimmten Satz über ein konkretes Thema seinen Mut zusammennehmen zu müssen, dann sollte man es auch tun.

Was für den normalen Gemeindepastor gilt, betrifft das kirchliche Führungspersonal in gesteigerter Form. Denn dieses soll nicht nur zu einer Gottesdienstgemeinde sprechen, sondern zur Öffentlichkeit im Allgemeinen. Deshalb werden von Kardinälen und Bischöfen Weihnachtspredigten erwartet, die sich medial verwerthen lassen. Das beschränkt sich leider zumeist darauf, dass ein oder höchstens zwei Sätze herausgeklaut werden, die sich zitieren und über Presseagenturen verbreiten lassen – wie man es von Politikern halt so kennt. Dann wird von dem einen ein Miniatur-Statement zur Flüchtlingsfrage gebracht, von einem anderen ein ›Soundbite‹ zur Sozialgesetzgebung und von einem dritten eine Frömmigkeitsfloskel. Dabei weiß man doch, dass man von einer Predigt nur dann einen angemessenen Eindruck erhält, wenn man sie im Ganzen gehört und als Teil eines Gottesdienstes erlebt hat. Deshalb ist es so schwer erträglich, die alljährlichen ›Best-of-‹-Zusammenstellungen von episkopalen Weihnachtsbotschaften zu lesen. Man sollte diese Artikel eigentlich gar nicht zur Kenntnis nehmen, sondern lieber selbst in einen Gottesdienst gehen.

Dennoch, eine öffentlich-geistliche Weihnachtspredigt kann gelingen – aber nur dann, wenn sie dem christlichen Freiheitsgedanken verpflichtet ist. Deshalb darf sie nie den Eindruck erwecken, als würde in ihr eine Institution höherer Ordnung eine unbestreitbare Wahrheit verkünden. Wer predigt, muss sich als Teil der Gesellschaft verstehen, zu der er spricht und die er kritisiert. Dabei sollte er am Widerspruch interessiert sein. Das Leben in der modernen Welt ist komplex. Deshalb kann man keinen Konsens dekretieren. Man muss ihn sich mit denen erarbeiten, die aus guten Gründen anderer Meinung sind. Deshalb sind die Predigenden gut beraten, selbstkritisch zu bleiben. Sie sollten die Grenzen des eigenen Wissens benennen und das Eindeutigkeitsgefuchtel von Politi-

kern und Politikerinnen nicht nachahmen. Im Unterschied zu Parteien und Interessenverbänden sollten Predigende stets auch das relative Recht des anderen mit bedenken. Nur so können sie sich bei aller Entschiedenheit einen Rest an Bescheidenheit bewahren, der Christen im politischen Diskurs gut ansteht. Wenn man jedoch das betrübliche Niveau politischer Reden im heutigen Deutschland bedenkt, wenn man nachzählt, wie viele drängende Zukunftsfragen von gewählten Amtsträgern nicht zur Diskussion gestellt werden, dann wird man sich eher mehr Predigten wünschen, die die Polis unbedingt angehen, als weniger. Unser Hauptproblem ist ja nicht, dass in den Kirchen zu viel über Politik gesprochen, sondern dass in der Politik zu wenig grundsätzlich diskutiert wird.

Zum Schluss noch eine erbauliche Geschichte: Vor zwei Jahren saß ich mit Pastorenkollegen zusammen, und wir erzählten von unseren Weihnachtsgottesdiensten. Da sagte einer: ›Also, mir ist etwas Seltsames passiert. Am Tag vor Heiligabend hat mir ein Mann zwei wütende E-Mails geschrieben: Ich sollte es bloß nicht wagen, in der Christmette über Pegida zu predigen, sonst könnte ich etwas erleben! Er würde in der Kirche einen Riesenauftand machen. Dabei hatte ich das gar nicht vor. Ich wollte über die Weihnachtsgeschichte predigen.‹ Darauf ein anderer: ›Lustig, bei mir war es genau anders herum. Ich habe an Heiligabend auch über die Weihnachtsgeschichte gepredigt und bekam gleich am nächsten Morgen die zornige E-Mail einer Frau: Ich hätte ja überhaupt über Pegida gepredigt! Das ganze Weihnachtsfest hätte ich ihr verdorben.‹

Ruth Conrad

I Eröffnung: Ein verlorenes Wort

Spontan gefällt mir in der Lutherübersetzung das Ende und damit der Zielpunkt der Perikope, nämlich die Rede von der »Seelen Seligkeit« als dem Ziel des Glaubens. Alle anderen Übersetzungen bleiben daneben blass: Die Neue Genfer Übersetzung wie die BasisBibel sprechen von der »endgültigen Rettung«. Man hört Brechts Lied vom Branntweinhändler aus »Happy End«: »An die Gewehre! Seele in Not!« Man sieht einen Ertrinkenden vor sich. Gott sei's gedankt – ein Rettungsschiff kommt vorbei und nimmt ihn auf. Die Rede von der Rettung ist mit starken Bildern und kompakten Vorstellungen verbunden. Die Einheitsübersetzung wiederum spricht kurz vom »Heil«, die Zürcher Übersetzung vom »Heil eurer Seele«. Die Rede vom »Heil« mag theologisch angemessen sein, sprachlich aber bleibt sie abstrakt, gehört in den Bereich der Dogmatik, nicht in den der religiösen Sprache.

Die Rede von der »Seelen Seligkeit« dagegen ist poetisch. Der Klang schwingt. Assoziationen werden freigesetzt. Irritationen beleben das Nachdenken: Das wäre es – eine Seele zu haben, nein, selbst eine Seele zu sein. Doch – was ist eine »Seele«? Das Wort gehört zu den verlorenen Worten unserer Sprache wie auch der Theologie. Wer von der »Seele« spricht, droht milde belächelt oder in die Ecke der der Esoterik Verdächtigen bzw. der spirituell auf Kitsch Programmierten gestellt zu werden. In Zeiten des harten Empirismus hat es die Seele schwer. Kein Scanner kann sie erfassen und abbilden. Weder im Gehirn noch in sonst einem Organ lässt sich eine Seelensubstanz nachweisen. Sie lässt sich auch nicht schlicht als Moral oder Gefühl beschreiben. Sie ist und bleibt unsichtbar, das Geheimnis des menschlichen Lebens. Der Text fasst in der Rede von der Seele gar das ganze menschliche Leben zusammen. Der »Seelen Seligkeit«, eine selige Seele – das ist das Lebensziel, die »lebendige Hoffnung« (V. 3), auf die es ankommt und auf die am Ende alles zugeht. Wie aber kommt der Text zu diesen Überlegungen? Auf welche Erfahrung spielt er an?

II Erschließung des Textes: Fremdheitserfahrungen, Hoffnungsimpulse und ein seliges Ende

Der erste Petrusbrief reflektiert die Situation von in Bedrängnis geratenen Gemeinden und Christen in Kleinasien (vgl. Feldmeier, 29). Für die Predigt aber ist meines Erachtens eine Ausführung des historischen Kontextes (Verfolgungssituation) wenig zielführend. Die damalige Situation ist nicht die heutige Situation, zumindest nicht unsere. In anderen Teilen des globalen Christentums stellt sich dieser Sachverhalt anders dar. Diesen Umstand im Blick zu haben, ist sinnvoll, aber nicht zwingend das Thema einer Predigt über diese Perikope. Es ist daher zu fragen, worauf die Perikope jenseits ihres historischen Kontextes grundsätzlich zu sprechen kommt: Mit welcher religiösen Frage setzt sie sich auseinander?

Nach der hier verfolgten Lesart geht es im ersten Petrusbrief um eine Deutung eines grundsätzlich mit dem christlichen Glauben und dem menschlichen In-der-Welt-Sein gegebenen Problems. Die Erfahrung, auf die der Text anspielt und die er deutend einzuholen sucht, wird mit der Rede vom »Fremdsein« (1 Petr 1,1) beschrieben. Weil die Christen »Fremdlinge« seien, hätten sie – so die Übersetzung Luthers – »mancherlei Anfechtungen« (1 Petr 1,6) zu ertragen. Im historischen Kontext kann dies als Verweis auf Verfolgungs-, Bedrängungs- und Außenseitererfahrungen, ja auf eine zeitgenössische »Kriminalisierung des Christentums« (Feldmeier, 3) gelesen werden. Die Christen sind »Außenseiter, Gezeichnete, Fremdkörper« (Feldmeier, 9).

Dem Text geht es freilich nicht nur um eine Situationsbeschreibung, sondern auch um eine Situationsdeutung. Und diese lässt sich sehr viel grundsätzlicher verstehen. Offensichtlich geht der Text davon aus, dass es für Christen ein unproblematisches und ambivalenzfreies Dazugehören zur jeweiligen gesellschaftlichen bzw. soziokulturellen Umwelt nicht gibt. Dem Glauben ist immer auch eine Distanzerfahrung eigen, zumindest dem reflektierten Glauben. Diese kann ganz unterschiedliche Gesichter haben: Wo die Mehrheit einfache Lösungen sieht, erkennt der christliche Glaube offene Fragen, und zwar dauerhaft offene Fragen. Eindeutigkeiten vermag er nicht zu erkennen. Wenn die Mehrheit die Lautstärke aufdreht – und auch die kirchliche Bekennerstimmen drehen zuweilen laut auf –, fragt der Glaubende leise, ob er denn auch die Kraft hätte, den Bekennermut bis zum Ende durchzustehen, oder ob er davor Schaden an seiner »Seele« nähme? Wo klar zu sein scheint, wer die Guten und wer die Bösen sind, wird der Glaubende seiner Seele ansichtig und erkennt: Mal ist sie frohgemut, mal verzagt und manchmal auch einfach nur stumm. Und man selbst ist bei Lichte betrachtet auch zu ziemlich vielem fähig, ob im Aushalten, im Durchsetzen oder im Zulassen. Zum Leben gehören »mancherlei Anfechtungen«, und zum Glauben gehört ein Fremdsein in der Welt und im eigenen Leben. Man kann es sogar noch zuspitzen: Das Wesen des christlichen Glaubens ist die Deutung solcher Distanz- und Ambivalenzerfahrungen. Der christliche Glaube ist gedeutete Fremdheit.

Die Perikope fügt nun die Erinnerung an die »mancherlei Anfechtungen«, die die Christen zu erleiden haben, in die Rede von einer »lebendigen Hoffnung« (V. 3) und der »Seelen Seligkeit« (V. 9) ein. Die lebendige Hoffnung ist dasjenige, was den Glaubenden *heute* tröstet. Es ist die Hoffnung, dass das Leben und damit auch die Anfechtungen nur »eine kleine Zeit« dauern. Vergänglichkeit bedeutet im Positiven ja immer auch Begrenztheit und Begrenzung, auch des Unerträglichen, Schwierigen, des dauerhaft ambivalent Bleibenden. Gottlob, es wird ein Ende nehmen. Lebendig ist diese Hoffnung, weil sie sich der Wiedergeburt in Jesus Christus verdankt und damit eine Hoffnung auf etwas grundsätzlich Neues ist. »Als vertrauende Vorwegnahme der erneuerten Wirklichkeit wird Hoffnung hier geradezu zum Lebensprinzip des erneuerten Menschen.« (Feldmeier, 46)

Der »Seelen Seligkeit« (V. 9) ist hingegen das künftige Ende und damit der Zielpunkt des Glaubens, das, woraufhin alles zuläuft. Hier gibt es keine Begrenzung. Ewige Seligkeit. Der Seelen Seligkeit als das »Ende der Wege Gottes« (Friedrich Christoph Oetinger) ist jetzt zwar noch nicht da, wenn sie aber kommt, wird sie immerwährend sein. Es ist eben die Seele, die die jetzt »kleine Zeit« (V. 6) verbindet mit der Ewigkeit der Seligkeit. Denn auch wenn die Idee von der Seele als eine immaterielle Substanz im menschlichen Körper bzw. als ein geistiges Wesen unter modernen, empirisch-naturwissenschaftlichen Bedingungen einen schweren Stand hat und als Vorstellung weitgehend verloren gegangen ist, ist der Gedanke, ein Seelen-Wesen zu sein, für die eigene Selbstdeutung doch hilfreich. erinnert die Rede von der Seele doch daran, dass der Mensch mehr ist als die Summe seiner Organe, seiner Gehirnfunktionen und seiner moralischen Möglichkeiten. Die Rede von der Seele erinnert daran, dass der Mensch eines Zentrums des inneren Erlebens, der Persönlichkeit bedürftig ist, eines inneren Orts, an dem er Gott herbeisehnt und mit dem Ursprung und den Quellen des Lebens verbunden ist. »Die Seele erweist sich als *innerer Resonanzraum*« und zugleich als »*Imaginationsvermögen* des menschlichen Subjekts« (Strunk, 5). Die Seele ist gleichsam ein Funke der Ewigkeit im Menschen, der ihm die Hoffnung auf Unsterblichkeit verbürgt. Sie ist der Ort der Erwartung eines seligen Endes und zugleich der Ort, an dem wir erlittener Anfechtungen ansichtig werden.

III Impulse: Von der Seele reden

Der Mensch als Seelen-Wesen – das bedeutet doch, den Menschen, mich selbst und die anderen zu verstehen als solche, die nicht nur von dieser Welt sind, die einen Funken Ewigkeit in sich tragen. Als solche, die es immer auch ein bisschen weg von dieser Welt zieht. Die Rede von der Seele bietet die Möglichkeit, die beschriebenen Fremdheits- und Ambivalenz-

erfahrungen nicht nur als Defizienzerfahrungen zu deuten. Einerseits ist der Mensch in den Alltag und das Leben dieser Welt verwoben, lebt mit Aufgaben, Sorgen und »mancherlei Anfechtungen«, ist befremdet über manches und befremdet sich und andere manchmal auch selbst. Der Horizont des Lebens ist zuweilen eng und auch bedrängend. Doch zugleich ist der Mensch immer ein Seelen-Wesen, kommt von der Ewigkeit her und geht auf diese zu. In sich selbst hat er etwas Unendliches und etwas unfassbar Schönes. Er spürt, ahnt und fühlt in sich die Ewigkeit, der »Seelen Seligkeit«. Er geht nicht auf in dieser Welt, sondern gehört noch zu einer anderen Welt. Und das ist keine Jenseitsvertröstung, sondern Hoffnung für das Diesseits. Denn die Dinge rücken sich zurecht. Seele ist der innere Sehnsuchtsort nach Gott und damit der Ort, an dem in der Fremde Heimat erfahrbar wird. Diesem Gedanken möchte ich in der Predigt nachgehen.

Beginnen könnte sie mit dem Gedicht »Die Sternseherin Lise« von Matthias Claudius, das auf ebenso schöne wie deutungsfähige Weise die Aspekte der Perikope sowie das gewählte Thema zusammenbringt:

Ich sehe oft um Mitternacht,
 Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
 Die Stern am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
 Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch und aufgereiht
 Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
 Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
 Und kann mich satt nicht sehn ...

Dann saget, unterm Himmelszelt,
 Mein Herz mir in die Brust:
»Es gibt was Bessers in der Welt
 Als all ihr Schmerz und Lust.«

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
 Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn;
 Und sehne mich darnach.

(Claudius, 595f.)

Anschließend an die Rede von Schmerz und Lust würde ich die daraus resultierenden Fremdheitserfahrungen thematisieren und über das Motiv der Sehnsucht überleiten zur Rede von der Seele und deren Seligkeit. Auf Konkretionen und Beispiele würde ich verzichten, um nicht den Eindruck zu erwecken, am Ende ließe sich die Rede von der Seele doch anschaulich machen.

Literatur: *Matthias Claudius*, Sämtliche Werke, München 1976; *Reinhard Feldmeier*, Der erste Brief des Petrus (Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament 15/1), Leipzig 2005; *Reiner Strunk*, Die Seele im Prozess der spirituellen (R)Evolution, in: Bernd Janowski/Christoph Schwöbel (Hg.), Gott – Seele – Welt. Interdisziplinäre Beiträge zur Rede von der Seele, Neukirchen-Vluyn 2013, 1–11.

Martin Weeber



IV Entgegnung: Vorsicht, Seelenkitschgefahr!

Grundsätzlich kann ich A gut folgen mit ihrem Vorschlag, in der Predigt nicht die konkrete Verfolgungssituation der damaligen Christengemeinde zu rekonstruieren, an die sich der erste Petrusbrief wendet, sondern stattdessen den fundamentalanthropologischen Gehalt der Perikope herauszuarbeiten, der im Seelenbegriff zur Sprache kommt. Gerade angesichts des Sachverhalts, dass der Seelenbegriff während einiger Jahrzehnte in der Theologie eher verpönt war, leuchtet mir das ein.

Stärker als A sehe ich freilich die Gefahr, mit der Ausblendung konkreter Verfolgungssituationen, denen Christen in anderen Weltteilen heute durchaus ausgesetzt sein können, in eine »seelenkitschige« Haltung zu geraten, die sich zu schnell in Verhältnisse fügt, die doch verbesserungsfähig wären. Der Mensch ist zwar ein Seelen-Wesen, aber er hat doch auch ganz konkrete leibliche Bedürfnisse. Und manche »Anfechtungen« lassen sich ja auch beseitigen oder zumindest lindern. Um freilich die Predigt nicht zu überfrachten, könnte die Situation verfolgter Christen (und Nichtchristen) zumindest auch in den Fürbitten angesprochen werden.

V Erschließung der Hörersituation: »Mehr als ein Kotelettfresser«

Nicole Fritz, die neue Leiterin der Tübinger Kunsthalle, hat in einem Interview ihr Erweckungserlebnis im Blick auf die Kunst beschrieben: »Als ich mit etwa 20 eine Beuys-Zeichnung von einem Schaf gesehen habe – das war mein Initiationserlebnis. Dieses kleine Schaf war sehr sensibel gezeichnet, es war nicht nur Leib, nicht nur Materie, es war beseelt. Diese sensible Weltwahrnehmung hat bei mir eine unglaubliche Resonanz ausgelöst. Das war ein sehr schönes Erlebnis – solche Erlebnisse hat man in der Kunst immer wieder. Kunst ist für mich Erkenntnissuche im ästhetischen Feld.« (Mayer)

Der Mensch ist »nicht nur Leib, nicht nur Materie« – er ist beseelt: Er hat, er ist eine Seele. Der Mensch ist eben, wie Nicole Fritz im gleichen

Interview Joseph Beuys zitiert, »mehr als ein Kotelettfresser«. Für dieses »Mehr« steht der Seelenbegriff. Und für dieses »Mehr« steht die Religion ebenso ein wie die Kunst. Dieses »Mehr« ist freilich gefährdet. Es ist gefährdet durch reduktionistische Betrachtungsweisen des Menschen: Der Mensch wird eben doch oft zum »Kotelettfresser« degradiert und auf seinen Nutzwert reduziert: Im Wirtschaftssystem soll er konsumieren, Geld ausgeben, störungsfrei funktionieren. Im Bildungssystem soll er sich die Kompetenzen aneignen, die es ihm ermöglichen, seine Funktion im Wirtschaftssystem zu erfüllen. Im Medizinsystem wird sein Leib repariert, um ihn wieder funktionsfähig zu machen. Unter diesem »Verlust der Seele« leiden im Grunde alle. Manchen gelingt es, ihn zu überspielen, mehr oder weniger dauerhaft. Andere leiden offensichtlicher. Einzelne zerbrechen. Zugegeben: Diese Situationszeichnung ist überzeichnet, aber bisweilen sind scharf konturierte Überzeichnungen ja hilfreich. Das wäre also, mit Brecht formuliert, die Diagnose: ›Seele in Not.‹ Wie rettet man sie? Antwort: Indem man ihr zunächst einmal wieder zur Sprache verhilft.

Aufschlussreich ist, wie die Kunsthistorikerin ihr Seelen-Epiphanie-Erlebnis beschreibt: Es ist an dem kleinen gezeichneten Schaf ja nichts Bestimmtes zu sehen, was als Seele ansprechbar wäre. Es ist vielmehr die Art und Weise, in der das Tier gezeichnet ist: »sehr sensibel«. Im Modus der Sprache entspricht solcher »sensiblen Weltwahrnehmung« am ehesten die Sprache der Poesie, die nicht feststellt, sondern vielmehr freigibt. Schön wäre es, wenn die Predigt dazu beitragen könnte, am Beispiel des Seelenbegriffs die entgrenzende Freigiebigkeit der religiösen Sprache zum Leuchten zu bringen. Menschen sind und Menschen brauchen mehr als »Koteletts«.

VI Predigtsschritte: Augenblickseligkeiten und ewige Seligkeit

Der am stärksten herausfordernde Gedanke des Predigttextes ist der Gedanke einer nicht nur zeitweisen, sondern unbegrenzten, einer ewigen Seligkeit. Als Einstieg könnte ich mir eine lyrische Beschreibung eines seligen Moments vorstellen, wie sie etwa Goethe in den letzten Zeilen seines Gedichts »An den Mond« beschreibt:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewusst
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

(Goethe, 130)

So schön solche Momente sind – sie sind vergänglich. Aber sie tragen doch in sich die Sehnsucht nach Unendlichkeit. Diese Unendlichkeitssehnsucht schließt in sich auch die Kritik einer nur privaten Seligkeit ein. So, wie die Seligkeit nicht enden will, so will sie auch alle und alles umfassen. Und deshalb kann die christlich verstandene Seligkeit nicht vollendet sein, wenn nicht alle an ihr teilhaben. Darum rücken, sobald die eigenen Seligkeitsempfindungen in die Reflexion gehoben werden, auch jene in den Blick, die noch leiden. Und darum sollte die Predigt über diesen Text aus dem ersten Petrusbrief wenigstens einen Seitenblick auf den Sachverhalt richten, dass auch heute noch Christinnen und Christen um ihres Glaubens willen verfolgt werden.

Eine alle und alles umfassende Seligkeit beschreibt der Predigttext an seinem Ende als das Ziel des christlichen Glaubens. Freilich: Die Erreichung dieses Zieles steht noch aus. Das ist nüchtern zu konstatieren: Traurigkeiten und »mancherlei Anfechtungen« sind unumgänglich auf des Lebens Weg. Aber die sich immer wieder einstellenden vergänglichen und begrenzten Augenblickseligkeiten dürfen wir genießen als Vorgeschmack ersehnter Vollendung.

Werkstück Predigt (Anfang)

»Aus Mangel an Beweisen« – so heißt ein jüngst erschienener Sammelband mit deutscher Lyrik aus den Jahren 2008–2018. Ich weiß: Nicht alle von Ihnen haben Zugang zu solchen modernen Gedichten. Aber die Grundidee dieser Gedichtsammlung können vielleicht auch die sachlicher Gestimmten unter Ihnen nachvollziehen: Dass es nämlich schön und fein und tröstlich ist, wenn man sich ansprechen lässt von Erlebnissen, von Gefühlen, von Sehnsüchten, für die es keine Belege und Beweise gibt.

Die Osterzeit, in der wir uns befinden, will uns auf ihre Weise auch dazu ermuntern, gerade nicht alles auszublenden und wegzudenken, was sich nicht irgendwie belegen und beweisen lässt: Gottes Möglichkeiten übersteigen unsere Vorstellungskraft bei Weitem. An der Auferstehung Jesu soll uns das aufgehen: »Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das aufbewahrt wird im Himmel für euch.«

Literatur: *Michael Braun/Hans Thill*, Aus Mangel an Beweisen. Deutsche Lyrik 2008–2018, Heidelberg 2018; *Johann Wolfgang von Goethe*, An den Mond, in: Erich Trunz (Hg.), Goethe. Gedichte, München 121981; *Verena Mayer*, Aus Freiberg am Neckar in die weite Welt. Interview mit Nicole und Sandra Fritz, in: Stuttgarter Zeitung, 05. Oktober 2018: <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.interview-mit-nicole-und-sandra-fritz-aus-freiberg-am-neckar-in-die-weite-welt.0bcaca2c-0747-446a-8a1a-9cd5a2d36749.html> (abgerufen am 30.11.2018).

Misericordias Domini (2. Sonntag nach Ostern)

A

Johannes 10,11–16(27–30):

Der Gute Hirte

Helge Martens

I Eröffnung: Von den Grenzen der Bildsprache oder: Rehabilitation des Mietlings

Ich gestehe, ich verstehe den Mietling: Für ein paar Schafe, die noch nicht einmal mir gehörten, würde auch ich mein Leben nicht lassen. Denn erstens hänge ich am Leben, und zweitens nütze ich der Herde nichts, wenn ich tot bin. Vielmehr suchte ich, käme der Wolf, mein Leben zu schützen, indem ich die Flucht ergriffe, schaute zu, etwa aus der sicheren Warte einer Astgabel im nächstgelegenen Baum, wie der Wolf die Schafe zerstreute, und, wenn er genug zerstreut hätte und der Zerstreuerung müde wäre und sich von dannen trollte, dann stiege ich vom Baum herab, sammelte die Herde erneut und weidete sie auf grüner Aue, führte sie zum frischen Wasser und auf rechter Straße.

Ich gestehe, mir ist der Gute Hirte, also der Herdenbesitzer, fremd: Zwar leuchtet mir ein, dass er ein anderes Interesse hat, für seine Herde zu kämpfen als der Mietling, aber gerade das ist erschütternd: mitzuerleben, wie sehr Menschen an ihrem Besitz kleben und eher ihr Leben als ihr Hab und Gut zu verlieren bereit sind und zu Opfern ihres Bekenntnisses ›habeo ergo sum‹ werden. Es zeigt sich, so gelesen: Das Bild von den Schafen und Hirten hat seine Grenzen. Und doch ruft das Hirtenbild Erfahrungen von Geborgenheit wach und das des Wolfes die der Bedrohung. So setzt die Rede von guten und schlechten Hirten, von Schafen und Wölfen Erfahrungen von Bedrohung und Geborgenheit in Beziehung und ist so doch auch der Sache angemessen.

Und natürlich geht es nicht um Schafe und Wölfe, sondern um Christus und seine Brüder und Schwestern. Aber auch hier gilt: Was haben die von seinem Tod? Um die Bildsprache aufzunehmen: Ist denn der bedrohliche Wolf auch tot? Und was macht die Herde, wenn der Hirte nunmehr tot ist? Und der nächste Wolf kommt? Was also – nicht im Bilde gesprochen – hilft gegen den drohenden Tod, der die Menschen zerstreut (V. 12), statt sie bei sich selbst sein zu lassen?

II Erschließung des Textes: Der Hirte schenkt das ewige Leben

Das *Bild des Hirten* stammt aus der alttestamentlichen Tradition. In vielen Psalmen (etwa dem Wochenpsalm 23) ist es ein Bild für Gott, der das Individuum, meist aber Israel, schützt wie ein Hirte seine Herde bzw. der Israel aus dem Exil führen wird (Jes 40,11). Das Hirtenbild kann aber auch auf den messianischen Herrscher bezogen werden (Mi 5,3) oder auf künftige Herrscher (Plural; Jer 23,3f.). Ein Hirte ist Bild für beschützende, leitende Zuverlässigkeit (Lk 15,4), wobei es auch schlechte Hirten gibt, die die Herde zerstreuen (und dafür nicht einmal den Wolf brauchen, Jer 23,1f.). Jesus ist Hirte, den die Schafe jammern (Mt 9,36), und seine Jünger sind die, die sich um die verlorenen Schafe kümmern sollen (Mt 10,6). *Der Wolf*, reale Bedrohung für die Herden in Israel, ist auch Bild für die Feinde Israels, innen (hohe Beamte, Ez 22,27) wie außen (Jer 5,6). Wölfe sind auch die den Jesusjüngern feindlich gesinnten Menschen (Mt 10,16).

Nur Joh 10 kennt die Gegenüberstellung Hirte-Mietling. Wer die Wölfe sind, bleibt im Ungefähren, denkbar ist aber, dass die Jesus Anfeindenden gemeint sind, die ihn im Anschluss an seine Rede und Streitgespräch (Joh 10,19ff.) steinigen wollen. Während Mt 26,31 mit einem Zitat (Sach 13,7) Jesus sagen lässt, der Tod des Hirten werde die Schafe zerstreuen, so ist es Joh 10 genau umgekehrt: Der Tod des guten Hirten hindert ihre Zerstreuung. Mt und Joh berühren sich aber wieder, wenn der Auferstandene ihnen nach Galiläa vorausgehen wird (Mt 26,32) bzw. er ihnen das ewige Leben schenkt (Joh 10,28).

Wie aber schenkt der Gute Hirte den Seinen das »ewige Leben«, indem er sein Leben für sie lässt, gibt es doch den Guten Hirten nun nicht mehr? Warum ist sein Tod gut für sie? Ich greife dafür auf zwei andere Stellen im Johannesevangelium aus den Abschiedsreden zurück. In Joh 16,7 sagt Jesus: »Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist gut für euch, dass ich weggehe. Denn wenn ich nicht weggehe, kommt der Tröster nicht zu euch.« Und in Joh 14,16f.: »Und ich will den Vater bitten und er wird euch einen andern Tröster geben, dass er bei euch sei in Ewigkeit: den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr kennt ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein.« Ich verstehe das als Ermächtigung zur Mündigkeit: Statt des paternalistisch behütenden Hirten ist es nun der Tröster *in* ihnen, der ihnen nunmehr »ewiges«, also erfülltes Leben ermöglicht. Durch Jesu Weggang/Tod werden aus Schafen mündige Brüder und Schwestern Jesu, die es wagen, trotz des »Wolfes« ihr Leben zu leben.

III Impulse: Mündiger Mensch, nicht länger Schaf

Das Leben ist lebensgefährlich, es gibt den Wolf, den Tod. Wir wissen es schon in Kindertagen. Und er macht Angst, nicht immer, aber als Grundton, der oft genug mitschwingt, der uns zerstreut, statt dass wir

bei uns selbst sein können, der uns Zerstreuung geradezu suchen lässt, um ihn zu verdrängen. Kein Mensch kann und wird ständig an den Tod denken, wozu auch? Das mittelalterliche ›memento mori‹ war nicht lebensdienlich, sondern angstinduziert: Tod konnte jederzeit passieren, und nicht vorbereitet zu sein, hätte mindestens Purgatorium bedeutet, wenn nicht Höllenqualen ad aeternam.

Zu unserer menschlichen Lebenswirklichkeit gehört, dass da kein Hirte ist, der uns *vor* aller Gefahr behütete. Wir müssen selber klarkommen, wohl in Gemeinschaft, aber eigenverantwortlich. Was dabei hilft, sind unsere Ressourcen, die wir, wenn es gut gegangen ist, in der Kindheit erwarben (und weiter erwerben): Erfahrung von Geborgenheit, die Erfahrung, behütet zu sein, vor allem im Elternhaus. Die Vergegenwärtigung dieser Ressourcen ist die Kraft, die uns orientiert und in der Krisis bestehen lässt. In den Worten unseres Predigttextes: »Meine Schafe hören meine Stimme ...« (V. 27) Es ist die Aufgabe des Trösters, des Parakleten, an Jesus zu erinnern (Joh 14,26). In der bewussten oder auch der »verinnerlichten« (Joh 14,17) Gegenwart der Erfahrung von Geborgenheit und Hut lässt es sich leben, trotz, in und mit aller Angst, die uns immer auch begleiten wird, solange wir leben und noch etwas vom Leben erwarten.

Und auch das gehört dazu, und insofern ist der Gegensatz »Mietling« – »Guter Hirte« dann doch auch der Sache angemessen: Wir leben auch das, was uns vorgelebt wird. Der Mietling, der angstgetrieben vor der Gefahr die Flucht ergreift, lehrt uns nicht Mut. Eltern, die in der Gefahr ihre Kinder im Stich lassen, verunsichern und verstören sie; Eltern, die sich in der Gefahr für ihre Kinder einsetzen, lassen sie spüren, wie wichtig sie den Eltern sind, wie geliebt. Das macht stark. In religiöser Sprache: Verinnerlichung dessen, was Jesus für uns tat, der sein Leben für uns ließ (wenn ich es denn für mich gelten lassen kann), ist eine Ressource, die uns dieses Leben mutig leben und bestehen lassen kann, ist ewiges Leben, denn Gott ist es, der sich für uns aufopfert, denn, so sagt Jesus im letzten Vers unsere Perikope: »Ich und der Vater sind eins.«

Werkstück Predigt

Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe. Das heißt aber auch: Der gute Hirte ist tot. – Irgendwann machen wir die Erfahrung, und wir machen sie im Leben immer wieder, dass niemand mehr uns auf Armen trägt und im Bausch seines Mantels birgt. Wir müssen auf die eigenen Füße kommen. Und wir sind Gefahren ausgesetzt, immer wieder, und da ist keiner, der sich mit dem Hirtenstab dazwischenwirft, der uns *vor* aller Gefahr behütete.

Und doch zerstreut uns der Wolf nicht mehr, und doch lässt die Angst uns nicht mehr den Boden unter den Füßen verlieren, denn: »Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen.« – Man vergisst die Stimme des guten Hirten nicht. Die Stimme bleibt gegenwärtig. Gegenwärtig bleibt, dass einer alles für mich

tat. Gegenwärtig und lebendig bleibt, dass ich einem so unendlich wichtig war, dass mich einer so unendlich liebte, dass er für mich starb. Die Stimme hab ich noch im Ohr, die mich gewiss sein lässt, dass ich dieses Leben bestehen kann – trotz des Wolfes: trotz aller Gefahr, trotz aller Angst. Die Stimme hab ich noch im Ohr, die mich gewiss sein lässt, dass ich geborgen bin *in* aller Ungeborgenheit, dass ich beschützt bin *in* aller Schutzlosigkeit.

Kein Hirte geht mehr vor mir her und zeigt mir den Weg, ich muss meinen Weg selber suchen und selber gehen, das heißt aber auch: Ich *kann* meinen Weg selber suchen und selber gehen. Denn das ist ein guter Hirte: einer, der sein Leben für die Schafe hergibt und es nicht nötig hat, sie bis an ihr Lebensende zu bevormunden und zu gängeln, der aber für sie da und lebendig ist in *ihrer* Gewissheit, unendlich geliebt, unendlich geborgen, unendlich behütet zu sein. Unendlich deshalb, weil es Gott selber ist, der sein Leben für seine Menschen gegeben hat, unendlich deshalb, weil seit Ostern nicht einmal der Tod uns mehr von Gott trennen kann. Unendlich deshalb, weil die Erinnerung, dass Gott *alles* für uns getan hat, unzerstörbar ist.

Literatur: *Manfred Lang*, Artikel ›Hirte‹: <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/46901/>; *Peter Riede*, Art. ›Wolf‹: <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/34973/> (beide abgerufen am 30.11.2018).

Christian Butt



IV Entgegnung: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Ja!

A zeigt zunächst große Sympathie für den Mietling, versteht ihn und möchte ihn rehabilitieren. Das geht mir nicht so. Bei allem menschlichen Mitgefühl, der Mietling versagt gänzlich und lässt die ihm anvertrauten und auf ihn angewiesenen Schafe schmählich im Stich. Der Hirte bildet den Gegenpart. Er ist bereit, sich zu opfern und sein Leben zu lassen. Meines Erachtens ist sein Handeln nicht durch ein ›habeo ergo sum‹ motiviert, sondern aus der Beziehung und Liebe zu jedem Einzelnen der ihm anvertrauten Tiere. Er kennt die Seinen. Er klebt nicht am Besitz, sondern sieht das einzelne Leben und will es schützen. Ohne seine Schafe ist er nichts.

Mögen Hirten in unseren Tagen weder Sympathieträger, noch en vogue sein, eine biblische Grundfigur bilden sie fast von der ersten Seite an. Adam und Evas Sohn Abel war ein Hirte. Und mit Kain scheint wiederum eine Gegenfigur kreiert, die der Verantwortungslosigkeit Raum gibt, kein Hüter sein will. Einer, der sich gekränkt und zurückgesetzt fühlt und seinen Emotionen freien Lauf lässt. Der gute Hirte steht für Christus, so formuliert A, und es geht um seine Schwestern und Brüder. Er ist der radikale Anti-Mietling und Anti-Kain, der alle Kränkungen und Verwundungen überwindet und seinem Auftrag und seiner Vision treu bleibt. Das sind vorbildliche Hirtenqualitäten. Und diese gelten den

ihm Anvertrauten und ihm Vertrauenden. Auf die Frage an Jesus also, ob er seiner Schwester und Brüder Hüter sein soll (und will), kennt dieser nur eine Antwort, ein vorbehaltloses Ja!

V Erschließung der Hörersituation: Die beiden Seiten der Medaille

Misericordias Domini, der Sonntag vom guten Hirten, ist ein klassischer Konfirmationssonntag. Insofern könnte der Text im Rahmen der Konfirmation eine Rolle spielen. Das heißt, es ist weniger mit den Altvertrauten als Gottesdienstbesucher zu rechnen, als vielmehr mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, Angehörigen und Gästen. Eine überaus bunte Kasualgemeinde mit Menschen, die in kritischer oder aber auch freundlicher Distanz gelegentlich einen Gottesdienst frequentieren, bildet die heterogene Predigthörerschaft. Die nicht ganz leichte Aufgabe der Predigt wird dadurch noch ambitionierter, wenn man sich mit den Befunden der bundesweiten Studien zur Konfirmandenarbeit von Friedrich Schweitzer vertraut macht. So bezeichnet Schweitzer den Gottesdienst immer noch als neuralgischen Punkt der Konfirmandenarbeit. Trotz – oder sollte ich lieber schreiben: wegen? – flächendeckender Teilnahmeverpflichtung für die Konfirmandinnen und Konfirmanden ist das Ergebnis am Ende der Konfirmandenzeit, dass mehr Konfirmandinnen und Konfirmanden den Gottesdienst langweilig finden, als vor der Unterrichtsphase (vgl. Schweitzer, 50). Und auch der Anteil von denen, die am Ende sagen, dass die Kirche keine Antwort auf die Fragen hat, die sie als Jugendliche wirklich bewegen, steigt signifikant (vgl. Schweitzer, 56). Diese Ergebnisse, die man sicherlich auch auf andere Gruppen und Kreise übertragen kann, weisen noch einmal besonders auf die Gefahren, aber auch die Chancen der Predigt in der Konfirmation hin. Dass mit großer Sensibilität eine Sprache jenseits von kirchlichen Sprachmustern, traditionellen Antwortschemata und dem »Jargon der Betroffenheit« (Flügge) zu wählen ist, scheint evident.

A beschreibt das alltägliche Leben als lebensgefährlich und sieht keinen Hirten, der uns vor allen Gefahren behütet. Wir müssen alleine klarkommen, eigenverantwortlich, dank der in uns angesammelten Ressourcen, so seine Quintessenz. Das positive Vorbild Jesu wirkt auf diesem Weg unterstützend. Und damit stellt A sicherlich eine Seite der Medaille zutreffend dar. Dass Resilienz und Religion bzw. Resilienz und biblische Erzählungen zum Kohärenzgefühl und positiven Selbstkonzept beitragen, wurde und wird bereits im Bereich der Kinder- und Jugendtheologie untersucht (vgl. Rupp). Jedoch würde ich die Perspektive gerne erweitern. Denn die andere Seite der Medaille trifft auch zu. Da ist das alltägliche Leben voller Erfüllung, Glück und Gelingen. Da werden Momente des Verstehens und der Stimmigkeit geschenkt, da merkt man bis in den kleinen Zeh, dass es einem gut geht und man glücklich ist. Da

gibt es Wendungen und Fügungen im Leben, in denen das kleine oder auch große Chaos, das Übel oder Unheil sich verflüchtigt und doch noch alles gut wird. Und zu alledem trägt man selbst nicht ein Fünkchen bei. Man fühlt sich beschenkt, getragen, behütet oder wie man es auch immer nennen will. Es sind die Momente, in denen einem sich die ganze Symbolwelt des 23. Psalms ohne Wenn und Aber öffnet. All das macht das alltägliche Lebensgefühl auch aus.

Von beiden Seiten der Medaille muss die Rede sein. Beide Seiten prägen das alltägliche Lebensgefühl, und die Kunst besteht darin, sie in Balance zu halten. Nur das entspricht der Realität des Lebens. So können Leitfragen sein: Wie vereinbart man Helles und Dunkles im Leben? Wie hilft der gute Hirte, das Leben in seinen Ambivalenzen zu meistern? Was bedeutet für das eigene Leben, dass der Hirte sein Leben lässt? Hört man in allen Lebenslagen seine Stimme?

VI Predigtschritte: Gott auf der Buckelpiste des Lebens

Einstieg: Sollte es sich bei dem Gottesdienst um einen Konfirmationsgottesdienst handeln, so kann man zu Beginn der Predigt durchaus auf Inhalte des Unterrichts zurückgreifen, um beispielsweise die Ambivalenz des Lebens mit seinen hellen, behüteten und zugleich auch dunklen, bedrohlichen Seiten zu thematisieren. Dazu eignet sich die Idee der »Lebenstüte« (vgl. Butt/Trenn, 11ff.). Langatmige Erläuterungen zum Text, »Hirtenmeditationen« oder elegische Betrachtungen über das Leben an sich zum Anfang der Predigt sind müßig. Vielmehr geht es um die Menschen und ihre Erfahrungen.

Auf Zeit-online werden die Leser jeden Tag gefragt: Wie geht es Ihnen heute? »Gut« oder »schlecht«? Über zwei Millionen Nutzer haben daran teilgenommen. Warum, das erschließt sich mir nicht. Vor allem, natürlich gibt es die Tage, da es einem »gut« oder »schlecht« geht, aber meistens ist doch im eigenen Leben mehr los, als dass man das so klar beantworten könnte. Selbst heute an dem Konfirmationstag. Natürlich ein klasse Tag, das große Fest, die Gäste, die Feier etc. Und doch, da sind auch die besonderen Herausforderungen. Die ungewohnte Kleidung und Frisur. Gäste, die man nicht kennt. Was soll man sagen? Wie sich verhalten? ... Das Leben insgesamt ist nicht eindeutig. Es ist ein Ineinander von hellen und dunklen Momenten, ein Balancieren zwischen glücklichen Fügungen und katastrophalen Nachrichten ...

Predigtmittel: Das Symbol des behütenden Hirten ist eingängig und löst zumeist positive Assoziationen aus, dagegen stehen die teils widerstreitenden Erfahrungen und damit die Plausibilität.

Jede und jeder hat Gedanken im Kopf, wenn er die Worte hört: »Ich bin der gute Hirte.« Da entstehen Bilder, Wünsche und Fantasien. Gott oder Jesus als guter Hirte. Er opfert sich. Sieht dich und kennt dich. Das möchte man gerne glauben. Und doch bleiben Zweifel. Denn unsere Erfahrungen, unser Leben, das spielt häufig ganz anders. Es gleicht nur wenig einer idyllischen Weide mit munterem Getier. Vielmehr scheint unser Lebensweg eher mit einer Buckelpiste vergleichbar, auf der an erwartete

ten, aber auch unerwarteten Kurven und Ecken Steine, Felsen und Abbrüche auftauchen, die es zu meistern gilt. Wo ist da der gute Hirte? Wieso sollte er einen kennen? Und was soll man mit seiner Stimme?

Predigtende: Wie kann die Vorstellung des guten Hirten im Leben der Gemeinde Raum gewinnen? Wie ist Gott im Leben in all der Unterschiedlichkeit gegenwärtig?

Und wenn es doch stimmt? Wenn Gott der gute Hirte ist, der uns kennt, da ist, tröstet und uns fest in seiner Hand hält? Nicht so, dass sich die Buckelpiste des Lebens zur idyllischen Promenade verwandelt. Aber doch so, dass er in unserem Leben immer wieder da ist. Auch mitten im Chaos und mitunter im Scheitern. Eine Theologin (Dorothee Sölle) hat einmal gesagt, als sie gefragt wurde, wie und warum sie Gott trotz allem lobt, dass sie nicht darauf warten möchte, dass Gott etwas zum Loben vorbeischiebt, sondern sie habe sich vorgenommen, jeden Tag drei Sachen zum Loben zu finden. Dies sei eine geistlich-politische Übung von hohem Gebrauchswert. Was für eine Idee, sich selbst auf die Suche zu machen und damit zu erkennen, dass Gott mitten in unserem Leben ist und wirkt. Dass er in den hellen Tagen an unserer Seite steht. Und erst recht in den dunklen Stunden und den scheinbar so trostlosen Momenten so fern und manchmal nah zugleich ist. Wer ihn entdeckt, wird diese Momente in sich speichern und die Buckel des Lebens leichter nehmen. Wenn es doch stimmt? Wenn Gott der gute Hirte ist?

Literatur: *Christian Butt/Olaf Trenn (Hg.)*, Einfach mal machen. Außergewöhnliche Ideen für die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, Göttingen 2018; *Erik Flügge*, Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt, München 2016; *Hartmut Rupp*, Resilienz und Theologisieren, in: Jahrbuch für Kindertheologie, Bd. 9, Stuttgart 2010, 76–92; *Friedrich Schweitzer*, Die bundesweite Studie zur Konfirmandenarbeit. Zentrale Befunde und Konsequenzen für Kirche und Schule/schulischen Religionsunterricht, in: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 9 (2010), Heft 2, 42–57.

Jubilate (3. Sonntag nach Ostern)

Sprüche 8,22–36:

Ein Lustspiel als Grammatik des Lebens

Harald Schroeter-Wittke

I Eröffnung: Was für ein Auftritt, was für eine Vorstellung:
Vor Anbeginn – Ich war dabei

Wenn ich im Urlaub in aller Ruhe in den Sternenhimmel schaue und mich seinem Anblick aussetze, dann gerate ich öfter ins Grübeln und Schwärmen darüber, was das alles hier soll. Wie großartig das alles hier

ist – und wie unendlich klein – im kosmischen Maßstab. Wie unvorstellbar das alles ist, mit Gott als dem Schöpfer dieser Welt, und wie tröstlich es ist, sich aufgehoben zu fühlen, auch wenn ich mich gerade kopfüber hängend im Weltall vorstelle. Wie und warum mag das alles, was ich wahrnehme, angefangen haben? Ich spüre, wie grundlos und gleichwohl unterhaltend meine Vorstellungen sind, aber wie noch grundloser und abgründiger aller Streit und Krieg in dieser Welt ist. Und während ich so meine Gefühle und Gedanken im Himmel baumeln lasse, komme ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus – bis mich jäh und meist völlig unerwartet der Alltag mit seinen Zwängen und Konflikten wieder in Anspruch nimmt.

Wenn ich den Bibeltext lese, dann schein ich nicht der einzige Mensch zu sein, dem derartige Gedanken durch den Kopf gehen. Aber dass da jemand von sich behauptet: Ich bin dabei gewesen – vor Anbeginn –, das ist doch ziemlich dreist. Ich muss lächeln bei dieser Vorstellung von Frau Weisheit, denn diese Vorstellung ist doch auch ziemlich charmant, »legt sie« doch »ein für angesehene Frauen des Alten Orients merkwürdiges Benehmen an den Tag« (Fischer, 174). Solch einen bühnenreifen Auftritt könnte auch mein jüngster Sohn mit Trisomie 21 hinlegen! Also gut, dann lasse ich mich mal darauf ein, wie hier Kunst und Theologie als »Sprung in der Schüssel« (Beuth u.a.) zusammen kommen.

II Erschließung des Textes: Ur-Sprung in der Schüssel: Frau Weisheit zwischen bereschit und logos

»Am Anfang war die Post.« (Hörisch, 24) »Die Bibel beginnt mit ›b‹« (Ebach, 1997). Der Big Bang, welch wunderbare Alliteration, lässt uns nicht bis zum Ursprung zurückkommen, denn es bleibt eine empfindliche Lücke, die das Erkenn- und Messbare erst eine Planck-Zeit (10^{-43} Sekunden) später zugänglich macht. Auch wenn Gott kein Lückenbüßer ist, er uns vielmehr gelückt und beglückt, so bleibt uns doch der Zugriff auf den Ur-Sprung verwehrt. Es gibt kein Ur. Wir sind immer schon auf dem Sprung. Gleichwohl kann uns unsere Fantasie an diesen Ort führen und uns wie Frau Weisheit in unserem Text eine bühnenreife Vorstellung davon geben: Ich bin dabei gewesen – nicht von Anbeginn, sondern vor Anbeginn! Das kann Hiob als Exemplum des Menschlichen nicht von sich behaupten, als Gott ihn fragt: »Wo warst du denn, als ich die Erde gründete?« (Hi 38,4)

Frau Weisheit wird in V. 22 *reschit* genannt, Erstling, was auf das erste Wort der Bibel anspielt: *bereschit*: beim Beginn. Sie zeigt sich »lachend, scherzend, spielend, schmusend, tanzend« (Ebach 2008, 46). Wer von hier auf Joh 1,1 zugeht, kann der umstrittenen Übersetzung der Bibel in gerechter Sprache nicht die Berechtigung absprechen: »Am Anfang

war die Weisheit.« In der Bibel gibt es mehrere Vorstellungen davon, wer beim Beginn der Welt mit Gott dabei war: Der Geist, der über den Wassern schwebte, Frau Weisheit, der Logos sowie der präexistente Christus. Das korrigiert die »Vorstellung eines einsamen, emotionslosen männlichen Gottes am Beginn der Schöpfung« (Ebach 2008, 47). »Im Anfang ist die Beziehung.« (Buber, 25) Otto Plöger plädiert daher mit gutem Grund dafür, in Michelangelos Erschaffung des Adams »das weibliche Wesen im Gewandbausch unter dem Arm des Schöpfergottes auf die neugierig und gespannt blickende ... Weisheit« (Plöger, 95) zu beziehen und nicht auf Eva, wie allgemein üblich.

In der Exegese sind drei für unsere Vorstellung entscheidende Vokabeln umstritten. Das Verb *qanah*, mit dem die Weisheit in V. 22 eingeführt wird, kann übersetzt werden als »erwerben«, aber auch als »gebären/zeugen«, nicht jedoch, wie es häufig geschieht, als »erschaffen« (Zimmermann, 82). Das Substantiv *amon* in V. 30a kann als »Schoßkind« oder »Werkmeisterin« übersetzt werden (Zimmermann, 78). Deren Tätigkeit *sachaq* wird als Spielen und Scherzen übersetzt und kann dabei auch eine erotisch-sexuelle Komponente haben. Ich schließe mich Zimmermanns Überlegungen an, die statt Hätschelkind eine Himmelsbraut für wahrscheinlich halten, die in V. 22 erworben wird. Klar ist und bleibt in dem gesamten Duktus, dass JHWH hier der Handelnde ist, dessen Liebling, Himmelsbraut, Weisheit einerseits auf Augenhöhe mit ihm agiert, andererseits aber keine göttliche Konkurrenz darstellt. Hier scheinen altorientalisch verbreitete Vorstellungen von einer Liebesbeziehung zwischen Gott und Göttin hindurch – z.B. lässt sich der alternde Re durch das Entblößen der Scham der Göttin Ma'at zu neuer Kreativität anregen. Solche Vorstellungen sind hier aber theologisch so inszeniert, dass der Monotheismus JHWHs nicht in Zweifel gezogen wird: Die Weisheit bleibt »Geschöpf JHWHs« (Lux, 97). Nichtsdestotrotz vermittelt die Szenerie eine erotische Komponente. Es geht um Lust und Spiel, die über sich hinauswachsen und unsere Welt gebären. Frau Weisheit spielt dabei die Rolle der »Weltordnungsexpertin« (Baumann, 144). An ihr wird deutlich, was theologisch die »Grammatik des Lebens« (Schmitt) ausmacht und wofür die Weisheit in V. 32–36 mit allem Charme wirbt. Sie »setzt auf Einsicht, nicht Einschüchterung der Zuhörenden. (...) Sie bleibt erreichbare Mittlerin, die eintritt für Recht und Gerechtigkeit sowie für einen auf die Tora ausgerichteten Lebensstil« (Maier, 217).

III Impulse: Was bringt spekulative Theologie? Lustspiel als Grammatik des Lebens

Alles Nachdenken über die Frage, was vor dem Big Bang, vor dem großen Knall, vor dem Anbeginn der Welt war, ist reine Spekulation. Dennoch treiben Menschen solche Spekulationen – so wie ich, wenn ich mich in